

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 21. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.)

7. (Nachdruck verboten.)

Wieder saß Herr Jakob Steensborg vor dem altfränkischen Schreibtisch in seinem schmutzigen Privatkomptoir, und Neuzeren hatte sich verändert seit dem Morgen, da sein einziger Sohn nach zehnjähriger Trennung zu einem so kurzen Besuche in das Vaterhaus zurückgekommen war.

Aufmerksam hörte der Handelsherr seit einer Viertelstunde dem geschäftlichen Vortrage zu, welchen ihm sein erster Prokurist, Herr Hugo Seefeld, mit seiner angenehmen weichen, wohlklingenden Stimme hielt. Es handelte sich da durchweg nur um Dinge von verhältnismäßig geringer Bedeutung; aber der Großkaufmann duldet nicht, daß in seinem Hause irgend eine Maßnahme getroffen wurde, von der er nicht zuvor bis in's Einzelne genaue Kenntnis erhalten hatte. Nun hatte ihm Seefeld auch das letzte der Papiere überreicht, die er in der weißen, wohlgepflegten Rechten gehalten, und mit festem, langsamen Federzuge hatte Steensborg die Unterschrift der Firma auf dasselbe gesetzt.

Nach einem kurzen Schweigen fragte der Kaufherr: „Und sonst? Gibt es nichts Neues, Seefeld?“

„Nicht daß ich wüßte, Herr Steensborg! Marschner hat mich um einen vier-tägigen Urlaub gebeten, weil er der Hochzeit seines Sohnes in Königsberg bei-zuwohnen wünscht — das ist Alles.“

„Ist der Mensch bei Sinnen? Jetzt, wo wir durch die neue Dampferlinie dop-

pelte und dreifache Arbeit haben? Was haben Sie ihm geantwortet?“

„Daß es mir unmöglich sei, Ihnen sein Gesuch zu empfehlen. Eine Bewilligung desselben schien mir vollständig ausgeschlossen.“

„Natürlich! Zur Hochzeit seines Sohnes — welch' ein Unsinn! Und weiter? Haben Sie sonst nichts gehört?“

„Wovon, Herr Steensborg?“

„Nun — etwa von meinem — von Hartwig? Es wäre ja möglich, daß er an Marie geschrieben hätte, und sie wird Ihnen in solchem Fall vielleicht eher Mittheilung machen als mir.“

„Nein, ich habe inzwischen nichts von Herrn Hartwig Steensborg gehört, wenigstens nicht auf diesem Wege.“

„Aber doch auf einem anderen? Warum sind Sie so verlegen? Ist es etwas, das ich nicht erfahren soll?“

„In der That nichts von Bedeutung, Herr Steensborg, ein Zwischenfall, der bereits seine Erledigung gefunden hat, und dessen Zusammenhang mit Herrn Hartwig überdies nicht viel mehr als eine — allerdings naheliegende — Vermuthung ist.“

„Sie wissen aber, daß ich solche halbe Mittheilungen und verschleierte Andeutungen nicht liebe. Wenn ich nichts erfahren sollte, hätten Sie überhaupt schweigen müssen; jetzt wünsche ich allerdings, eine nähere Aufklärung zu erhalten.“

„Doch muß ich bitten, mich nicht verantwortlich zu machen, wenn Sie durch dieselbe unangenehm berührt werden sollten. Ich bedaure aufrichtig, die Angelegenheit durch meine unvorsichtige Redewendung zur Sprache gebracht zu haben.“

„Schon gut! Weshalb so viele Umschweife, wenn es, wie Sie sagen, nicht von Bedeutung ist!“

„Vor etwa acht Tagen meldete sich in unserem Komptoir ein Mensch, der eine Visitenkarte mit der Aufschrift 'Doktor Friedstein, Journalist' überreichte und den Chef zu sprechen wünschte. Man wies ihn an mich, und obwohl er anfänglich nicht mit der Sprache heraus-



Minneklug im Rohre. Originalzeichnung von Carl v. Dombrowski. (S. 161)

wollte, gelang es mir doch nach einigem Bemühen, über seine Absichten und sein Anliegen in's Klare zu kommen. Es handelte sich um eine ganz gewöhnliche Erpressung, die man einfach hätte unbeachtet lassen können, wenn sie nicht durch besondere Umstände einen etwas bedenklichen Charakter erhalten hätte."

Er sprach immer in seiner gleichmüthig ruhigen, angenehmen Art; nur seine Stimme war ein wenig gedämpft, als fürchtete er, daß diese Unterhaltung einen Lauscher haben könnte.

"Um eine Erpressung?" wiederholte Jakob Steensborg. "Und der Mensch bezog sich auf — auf meinen Sohn?"

Um Hugo Seefeld's volle Rippen glitt ein sanftes Lächeln. "O nein, er war klug genug, das nicht zu thun. Er theilte mir vielmehr einfach mit, daß es seine Absicht sei, eine kleine Schrift herauszugeben, die den vielversprechenden Titel führen sollte: 'Ein europäischer Sklavenhändler', und er hatte sogar die Gefälligkeit, mich in seine Handschrift, die er vorsorglicher Weise mitgebracht hatte, einen Einblick thun zu lassen. Ich muß gestehen, daß ich Mühe hatte, vor ihm zu verbergen, wie wenig angenehm mir diese Lektüre war."

Jakob Steensborg's Augenlider hatten sich fast vollständig gesenkt; seine knochigen Finger spielten in nervöser Hast mit der altmodischen Uhrkette.

"Machen Sie es kürzer, Seefeld! Was stand in dem Buche?"

"Daß eine angesehene und seit beinahe hundert Jahren bestehende Hamburgische Firma — ich glaube, es waren sogar die Anfangsbuchstaben genannt — den größten Theil ihrer Reichthümer erworben habe, indem sie — nun, indem sie eben das that, was die Firma Otten-dorf & Comp. seit sechsundneunzig Jahren thut."

"Und Sie haben sich einschüchtern lassen? Ich will es nicht hoffen! Solche Drohungen sind während meiner langen Thätigkeit mehr als einmal an mich herangetreten; aber ich brauchte den Erpressern nur mit dem Staats-anwalt zu drohen, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie wissen eben recht gut, daß es ihnen an Beweisen fehlen würde, um die Wahrheit ihrer Anschuldigungen vor Gericht zu erhärten."

"Mit meinem Doktor Friedstein lag die Sache leider etwas anders. Er war auf räthselhafte Art in den Besitz von Dokumenten gelangt, deren Veröffentlichung uns einigermassen bloßgestellt haben würde; oder er verfügte doch wenigstens über zuverlässige Abschriften solcher Dokumente, deren Richtigkeit wir kaum hätten bestreiten können."

Die eben noch fast geschlossenen Augen des Großkaufmanns öffneten sich weit. Er beugte den Oberkörper nach vorn und erfaßte mit beiden Händen die Platte seines Schreibtisches.

"Das ist nicht möglich, Seefeld! Ein Fälscher hat Sie betrogen!"

Das sanfte, angenehme Lächeln blieb beharrlich auf dem hübschen weißen Gesicht. "Wollen Sie die Güte haben, sich selbst zu überzeugen, Herr Steensborg!" sagte er, indem er aus seiner Brusttasche einige Blätter feinen, eng beschriebenen Postpapiers hervorzog. "Ist das nicht der Wortlaut des Vertrages, die Lieferung von Auswanderern betreffend, welchen Sie seiner Zeit mit Señor Miguel y Castillo in Montevideo für die Firma Otten-dorf abgeschlossen haben?"

Hastig griff der Handelsherr nach den Blättern, und das seine Papier knisterte in seiner bebenden Hand. Er las einige Minuten lang, dann legte er die Handschrift vor sich auf den Tisch.

"Eine vollkommene Schurkerei! Und wie ist der Mensch in den Besitz dieses Schriftstückes gelangt?"

"Er unterließ es natürlich, mich darüber aufzuklären. Solche Leute sind nicht so thöricht, ihre Karten offen auf den Tisch zu legen."

"Und Sie vermuthen, daß mein eigener Sohn der Urheber des ganzen Bubenstreiches sei?"

"Jenes Geschäftsgeheimniß ist meines Wissens nur drei Menschen bekannt geworden: Ihnen, Ihrem Sohne Hartwig und mir! Einer von uns Dreien muß demnach wohl der Verräther sein."

Jakob Steensborg erhob sich und ging zum Fenster. Sein hageres, gelbes Gesicht schien plötzlich noch hagerer und gelber geworden zu sein. Sein Nacken war gebeugt, und die auf dem Rücken liegenden Hände hatten sich krampfhaft ineinander geschlossen. Er antwortete nicht; aber der Blick, mit welchem er auf die Straße hinabsah, war so leer und starr, daß er sicherlich nichts von Allem wahrnahm, was sich da unten zutrug. Erst nach minutenlanger Pause fragte er, ohne Seefeld anzusehen: "Und was haben Sie gethan, um das Schweigen des Menschen zu erzwingen?"

"Natürlich gab es nur ein einziges Mittel: ich habe ihm das Manuscript abgekauft."

Mit einer Geberde des Zornes wandte sich Steensborg nach ihm um. "Welche Unklugheit! Wer bürgt uns jetzt dafür, daß er nicht morgen wiederkommt, seinen Erpressungsversuch zu wiederholen?"

Auch der Unwille seines Prinzipals vermochte den sanften Gleichmuth des Prokuristen nicht zu erschüttern.

"Ich büрге dafür, Herr Steensborg!" erklärte er ruhig. "Der Revers, welchen mir dieser angebliche Journalist unterschreiben mußte, gibt ihn ganz in meine Hand, und er wird sich wohl hüten, mich zu einem Gebrauch desselben zu zwingen. Wir haben von dem Herrn Doktor nichts mehr zu fürchten. Ueber die unbekanntere Persönlichkeit, von welcher er die betreffenden Schriftstücke erhalten hat, habe ich freilich keine Macht."

"Es ist gut — ich — ich danke Ihnen! Aber Sie hätten den Menschen zu mir schicken sollen. Vielleicht hätte ich doch mehr von ihm erfahren, als Sie."

"Die Rücksicht auf den Ruf der Firma war es, die mich bewog, diese ärgerliche Angelegenheit eigenmächtig zu ordnen. Wenn es wirklich ein Unrecht war, dem Erpresser durch die Gewährung des verlangten Geldes Zugeständnisse zu machen, so ist dies Unrecht jetzt doch nur von mir begangen worden, Sie selbst haben keinerlei Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen und können mich im schlimmsten Falle vollständig verzeihen. Solche Möglichkeit ist unter Umständen von großem Werthe."

"Wohl! Ich sehe ein, daß Sie Recht hatten, und daß ich mich auf Sie verlassen darf! Gehen Sie jetzt, Seefeld, wir wollen uns nicht durch die Nichtswürdigkeit eines Buben den klaren Kopf rauben lassen, dessen wir zur Arbeit bedürfen."

Der Prokurist zögerte nicht, der erhaltenen Weisung zu folgen. Seinem sanften, fast beständig lächelnden Antlitz war es nicht anzusehen, ob er mit dem Verlauf der Unterredung zufrieden sei oder nicht; aber als sich ihm nun der Buchhalter Marschner in schüchterner Haltung näherte, um zaghaft zu fragen, ob nicht doch noch eine Hoffnung auf die Gewährung seines Urlaubs gesuches vorhanden sei, da schüttelte er sehr energisch den wohl frisirten Kopf und sagte mit einem Ausdruck des Erstauens, der niederschmetternder auf den Buchhalter wirken mußte, als der festigste Unwille: "Wie, Sie haben den unmöglichen Gedanken noch immer nicht aufgegeben, Marschner? Mir scheint, das Interesse des Hauses liegt Ihnen nicht mehr allzusehr am Herzen."

Büßig zerknirscht schlich der Buchhalter an seinen Platz zurück und im Laufe der nächsten zehn Minuten mußte er wiederholt mit dem bunten Taschentuch über die Augen fahren, weil ihm trotz aller Selbstbeherrschung immer wieder ein häßlicher feuchter Schleier den Blick verdunkeln wollte.

Hugo Seefeld aber ließ sich ruhig vor seinem Schreibtisch nieder, der am äußersten Ende des langgestreckten, vielsteterigen Komptoirraumes stand und durch eine etwa manns hohe Holz-wand den zudringlichen Blicken der Kommiss und Buchhalter entzogen war. Auch hier herrschte dieselbe peinliche Ordnung, wie drinnen im Kabinet des Chefs, aber ein elegantes Raucher-service von getriebenem Kupfer konnte immerhin als Beweis dafür gelten, daß der Prokurist den Genüssen des Lebens nicht ganz so abhold war, wie sein Vorgesetzter.

Man brauchte nur eine Viertelstunde in diesem kleinen, abgeordneten Räume zu verweilen, um zu erkennen, eine wie bedeutame Rolle Herr Hugo Seefeld in dem großen Handels-hause spielte. Da war ein unaussprechliches Kommen und Gehen von untergeordneten Angestellten, die ihm Schriftstücke vorlegten, oder über diesen und jenen Fall seine Weisungen einholten. Und der Prokurist brauchte niemals mehr als wenige Sekunden, um die Fragesteller abzufertigen. Seine Antworten lauteten bei aller kaufmännischen Kürze klar und bestimmt, und wenn er, was gar nicht selten geschah, dabei ein Wort ironischen Tadels mit einfließen ließ, so geschah es doch immer in derselben sanften, gleichmüthigen Weise und mit demselben melodischen Tonfall seiner angenehmen Stimme.

Wie sehr aber Herr Hugo Seefeld und seine Tadelsworte gefürchtet waren, das bewiesen die niedergeschlagenen Gesichter der Leute, und das bewies auch die ängstliche Behutsamkeit, mit welcher sie so geräuschlos als möglich dem Plaze des Gewaltigen nahten. Um so begreiflicher war das Erstauen, mit welchem der Prokurist von seiner Arbeit aussah, als plötzlich ein schwerer, dröhnender Schritt durch das Komptoir daherkam, und als eine tiefe, rauhe Stimme hart an seiner Seite sagte: "Schönen guten Tag auch, Herr Seefeld! Melde mich mal wieder zur Stelle!"

Eine derbe Seemannsgestalt mit wettergebräuntem Gesicht und kurz gehaltenem, schon ergrauendem Bart hatte sich da breitbeinig neben dem Schreibtische aufgestellt, in Haltung und Mienen wenig von jener Unterwürfigkeit verrathend, die sonst an dieser Stelle üblich zu sein pflegte.

Seefeld beendete erst den eben begonnenen Brief; dann sagte er, ohne die Feder aus der Hand zu legen: "Guten Tag, Kapitän Fokke! Sie haben sich um vierundzwanzig Stunden verspätet."

"Kann wohl sein! Möchte aber Mancher an meiner Stelle überhaupt nicht wiedergekommen sein! Nichts für ungut, Herr Seefeld, aber ich sage Ihnen, es ist eine Sünde und eine Schande, dreihundert und so und so viel Menschen in einem solchen Kasten über das Meer zu schicken."

Der Prokurist legte sich bedächtig einen neuen Briefbogen zurecht. "Geh mir im vorigen Jahre die 'Gwira' von der holländischen Gesellschaft kauft, ist sie durch drei Sachverständige untersucht worden, Kapitän Fokke! Es scheint bedauerlich, daß wir Sie nicht als vierten hinzugezogen hatten."

Das Ohr des Seemannes war vielleicht nicht empfindlich genug für den spöttischen Klang der letzten Worte.

"Na, ein Unglück wär's freilich nicht gewesen," meinte er treuherzig, "denn ich hätte Ihnen sicherlich gerathen, für den hinfälligen

Kaſten keinen Pfennig mehr zu zahlen, als er an altem Eiſen werth iſt. Ihre drei Sachverſtändigen in Ehren; aber ich glaube nicht, daß Einer von ihnen ſich entſchloſſen hätte, eine Reiſe von hier nach Helgoland auf der ‚Elvira‘ zu machen.“

Seefeld hatte ſchon wieder begonnen zu ſchreiben. „Dazu können wir allerdings Niemand zwingen, Kapitän Fokke,“ ſagte er geſaſſen, „auch Sie nicht, wenn es Ihnen an Beherztheit fehlen ſollte, das Schiff noch weiter zu führen.“

Der Kapitän richtete ſich ſtraff in die Höhe. Ein zorniger Blick traf den ſchön friſirten Kopf mit dem weißen, gleichmüthigen Geſicht, und es hatte ganz den Anſchein, als ob er eine heftige Antwort geben wolle. Aber in der ſanften, unerſchütterlichen Ruhe des Prokuristen war etwas Imponirendes und Zwingendes, das ſelbſt dem derben Seemann die unwilligen Worte auf der Zunge erſterben ließ. Er räuperte ſich ein paarmal, brummte irgend etwas Unverſtändliches, das Herr Hugo Seefeld natürlich vollkommen unbeachtet ließ, und ſagte dann mit einiger Anſtrengung, wie Jemand, der einen üblen Wiſſen noch nicht ganz hinabgewürgt hat: „Die Papiere habe ich Herrn Marſchner übergeben. Es iſt Alles in ſchönſter Ordnung — bis auf eine ärgerliche Geſchichte, an der wieder einmal meine verdammte Gutmüthigkeit ſchuld iſt.“

Der Prokurist zeigte wenig Neugierde, die ärgerliche Geſchichte zu erfahren. Mit einem Nähn, das ſeine tabellos glänzenden Zähne ſehen ließ, ſagte er nur: „Wenn Ihre Gutmüthigkeit Ihnen ſo häufig einen Streich ſpielt, Kapitän Fokke, wäre es vielleicht an der Zeit, ſich dieſe üble Eigenschaft abzugewöhnen.“

„Ja, den Teufel auch, das habe ich mir hundertmal vorgenommen. Aber es iſt nicht ſo leicht; es ſiht zu tief im Blute. Und am Ende hätten Sie's dieſmal genau ſo gemacht, wie ich, wenn Sie in meiner Haut geſteckt hätten. Es gibt eben Fälle, wo wir Alle Menſchen ſind.“

„Eine unbestreitbare Wahrheit; aber ich will doch nicht hoffen, daß die Firma mit Ihrer ärgerlichen Geſchichte etwas zu ſchaffen habe.“

„Na, ohne einige kleine Weitläufigkeiten wird's wohl nicht abgehen. Vier Stunden nach unſerer Ausfahrt aus dem Hafen von Montevideo entdeckten wir nämlich, daß wir einen blinden Paſſagier an Bord hatten, einen Menſchen, der mir auf mein Befragen eingiſtand, daß er während der Nacht ſchwimmend an das Schiff gekommen ſei und ſich dann unbemerkt im Kaum verſteckt habe, um da die Abfahrt zu erwarten. Es war ſeine Abſicht geweſen, in dem Schlupfwinkel zu bleiben, bis wir wenigſtens eine Tagereiſe hinter uns hätten; aber Hunger und Durſt hatten ihn vor der Zeit herausgetrieben, denn ſeit dreimal vierundzwanzig Stunden hatte der arme Teufel nichts Feſtes oder Flüſſiges über die Lippen gebracht. Er ſah denn auch aus zum Götterbarmen, zitterte an allen Gliedern und ſtellte himmelhoch mit den ſchönſten Worten, daß ich ihn mit nach Deutschland nehmen möchte, wo ſeine reichen Verwandten den Paſſagepreis gewiß gerne nachträglich bezahlen würden. Na, jetzt frage ich Sie auf Ehre und Gewiſſen, Herr Seefeld, was hätten Sie an meiner Stelle gethan, da man einen blinden Paſſagier doch nicht mir nichts dir nichts zum Frühſtück für die Haiſiſche über Bord werfen kann?“

„Ich wäre in den Hafen von Montevideo zurückgekehrt und hätte ihn dort den Behörden zu nachdrücklicher Beſtrafung übergeben.“

„Freilich! Hier am Schreibtisch in der trockenen Stube läßt ſich das ganz hübsch ſagen; aber wenn Sie ſtatt Ihres Federhalterchens da einmal einen alten morſchen Kaſten von

einem Schiff, wie es dieſe ‚Elvira‘ iſt, führen ſollten, würden Sie wahrſcheinlich etwas anders reden. Da iſt man herzlich froh, wenn man unverfehrt aus den Klippen dieſes elendſten aller Häfen herausgekommen iſt, und man ſetzt nicht ſo und ſo viele Menſchenleben auf's Spiel, nur um einen erbarmungswürdigen armen Teufel unglücklich zu machen! Also kurz und gut, ob es nun richtig war oder nicht, ich behielt meinen Moſjöh Urian, nachdem ich ihn zur Strafe gehörig abgeſtanzt hatte, an Bord und gab ihm auf, ſich nützlich zu machen, ſo gut er eben konnte. Papiere hatte er weiter nicht bei ſich; aber er erklärte auf Befragen, daß er Alfred Hagen heiße und aus irgend einem kleinen Neſt in Norddeutſchland gebürtig ſei, und damit mußten wir uns eben begnügen.“

Der Prokurist hatte ſchon wiederholt kleine Zeichen der Ungebuld gegeben, und als der Erzählende nun eine Pauſe machte, ſagte er, indem er das Datum auf ſeinen Briefbogen ſetzte: „Dieſe Geſchichte iſt ſehr rührend, Kapitän Fokke; aber ich weiß nicht, weshalb Sie mir dieſelbe mit ſolcher Ausführlichkeit erzählen. Wenn Sie aus Barmherzigkeit einen Paſſagier mitnehmen, haben Sie der Firma eben für den Paſſagepreis aufzukommen, und wegen der Perſonalien Ihres Schützlings haben Sie ſich hoffentlich bereits mit der hiſigen Polizeibehörde auseinandergesetzt. Sie allein tragen die Verantwortung in dem einen wie in dem anderen Falle.“

Kapitän Fokke zerzauste ſeinen kurzen, borſtigen Bart. „Ja, zum Henker, laſſen Sie mich doch ausreden! Das Dumme an der Geſchichte kommt ja erſt nach! Unterwegs wurde mein angeblicher Hagen, der ein nettes Hundeleben hinter ſich haben mochte, ſchwer krank, und da er ohnedies ſchon zum Gerippe abgemagert war, hatte der Doktor keine Hoffnung mehr, daß er davon kommen werde. Und er ſelber glaubte es auch nicht. Eines Abends, als es beſonders ſchlimm geworden war, ließ er mich himmelhoch bitten, auf ein Viertelſtündchen zu ihm zu kommen, da er mir vor ſeinem Ende noch etwas anvertrauen müſſe. Natürlich konnte ich ihm das nicht abſchlagen, obwohl ich wegen des verwünſchten Nebels geſchlagene achtzehn Stunden auf der Kommandobrücke geſtanden hatte. Ich ſetzte mich alſo an ſein Bett, und da erzählte er mir denn —“

„Eine ganze Geſchichte? Ich zweifle nicht, daß ſie ſehr intereſſant iſt, Kapitän Fokke; aber während der Komptoirſtunden habe ich für Geſchichten keine Zeit.“

„Es iſt ja mit zehn Worten geſagt, Herr Seefeld, und Sie müſſen's ſchon anhören; denn ich brauche den Rath eines klugen Mannes. Er erzählte mir alſo, daß er vor Allem nicht Alfred Hagen, ſondern Graf Alfred Weſternhagen heiße.“

Hugo Seefeld verrieth zwar weder Ueberraſchung noch Erſtaunen; aber er unterbrach den Sprechenden doch durch eine kleine Handbewegung und zog zugleich ein elegantes Portefeuille aus der Bruſttaſche ſeines Rockes.

„Wie war der Name, Kapitän Fokke?“ fragte er, indem er in dem Notizbuche zu blättern begann.

„Graf Alfred Weſternhagen aus Rambow oder Rombow — wenn ich mich nicht irre.“

„Sehr wohl! Und weiter?“

Der Seemann neigte ſich dicht an das Ohr des Prokuristen und ſeine rauhe Stimme dämpfte ſich zu einem kaum noch verſtändlichen Flüſtern.

„Und daß er guten Grund gehabt habe, dieſen ſeinen wahren Namen zu verſchweigen,“ fuhr er geheimnißvoll fort. „Er war nämlich vor zwei Jahren nach Verübung eines ſchweren Verbrechens aus Deutſchland geflohen; Steckbriefe waren hinter ihm erlaſſen worden, und es gab keinen Zweifel, daß ihm nur noch das

Zuchthaus offen ſtehe, ſobald man ihn erkennen und ſich auf deutſchem Boden ſeiner verſichern würde. Das hatte er ſich ſelber wohl hundertmal geſagt, als er im Hafen von Montevideo auf eine Gelegenheit lauerte, ſich wieder nach Europa zu ſchmuggeln; aber das Heimweh war ſtärker geweſen als alle Furcht vor der Strafe, und dann hatte er auch, wie er meinte, geſühlt, daß er den Tod ſchon im Herzen trage und es in dem einen wie in dem anderen Falle nicht mehr lange treiben werde. Nun war es aber doch noch ſchneller gekommen, als er erwartet hatte, und er war ſicher, daß er das Ende dieſer Seefahrt nicht mehr erleben würde. Vor ſeinem Tode aber wollte er mir einen Brief übergeben, der an ſeinen Vater, den Grafen Weſternhagen, gerichtet ſei, und um deſſen Beſorgung er mich mit heißen Thränen bat, da er ſeine Rechtfertigung enthalte und bewirken ſolle, daß ſeine Eltern wenigſtens dem Toden nicht mehr fluchten. — Na, was ſollte ich da thun? Unangenehm war mir die Enthüllung über ſeine Vergangenheit freilich nicht; aber bei ſeiner Jugend und ſeinem hübschen, feinen Geſicht that er mir doch zugleich bis in die Seele leid. So konnte wahrhaftig kein gemeiner Verbrecher ausſehen, und was er auch geſündigt haben mochte, jedenfalls hatte er es durch eine ſchreckliche Leidenszeit, die er drüben verlebte, hinlänglich gebüßt. Ich nahm alſo in Gottes Namen den Brief, gelobte, ihn in eigener Perſon bei dem Alten abzugeben, und verſprach dem Kranken, falls er unterwegs ſterben ſollte, ein ſeemänniſches Begräbniß mit allen Ehren, die ſonſt nur einem rechtſchaffenen Manne zukommen. Er war denn auch durch dieſes tröſtliche Verſprechen ganz beruhigt, drückte mir, ſo gut er konnte, die Hand und drehte ſich auf die Seite, daß ich meinte: Na, nun hat er es wohl bald überſtanden! Aber, hol's der Henker, es war ein Irrthum geweſen! Es wurde zwar nicht beſſer mit ihm; aber es wurde auch nicht ſchlimmer, und er liegt heute noch genau ſo zwiſchen Leben und Sterben, wie damals auf der Höhe von Madeira.“

Obwohl die Geſchichte des Kapitans viel mehr als zehn Worte gehabt hatte, war doch keine abermalige, ungeduldige Unterbrechung von Seiten des Prokuristen erfolgt. Mit leicht geſenktem Haupte hatte er zugehört, und nun ſagte er in ſeinem ſanfteſten Ton: „Ein bedenklicher Fall, Kapitän Fokke! Ich will doch hoffen, daß Sie wenigſtens bei der Ankuſt in Hamburg ſtreng nach den Vorſchriften des Geſetzes gehandelt haben.“

„Das heißt, ich ſollte den todkranken Menſchen, der ſich mir in ſeiner Herzensangſt anvertraut hatte wie einem lieblichen Vater, geradewegs vom Schiffe in das Zuchthaus lieſern? Nein, Herr Seefeld, und wenn ich ſelber darum auf meine alten Tage noch eingesperrt werden ſollte, das hätte ich doch nimmermehr fertig gebracht.“

„Also wieder Ihre Gutmüthigkeit! — Und was haben Sie denn nun ſtatt deſſen gethan?“

„Hinrich Peterſen, der älteſte und zuverlässigſte von meinen Matroſen, hat ihn zu ſich in ſeine Wohnung genommen. Er iſt verheirathet, und ſeine Frau ernährt ſich auf dem Kehrwieder als Schürzennäherin. Einen Palaſt haben ſie freilich nicht; aber ſo gut wie auf dem Schiffe iſt der Patient da immer noch aufgehoben.“

„Sehr schön! Und was ſoll nun weiter mit ihm werden? Wer ſoll die Koſten für ſeine Verpflegung tragen, und was ſoll geſchehen, wenn er ſtirbt?“

„Ja, das ſind eben die verwünſchten Fragen, auf die ich mir ſelber keine Antwort weiß. Sie ſind doch ein ſo kluger Mann, Herr Seefeld, können Sie mir denn gar keinen Rath geben?“

„Das iſt nicht ſo leicht, Kapitän. Die

Sache ist, wie gesagt, bedenklich und kann sehr unangenehme Folgen für Sie haben, wenn sie nicht mit großer Vorsicht behandelt wird. Haben Sie denn den Brief nicht gelesen?"

"Gi, wo denken Sie hin! Einen versiegelten Brief an einen fremden Menschen!"

"Sie haben ihn uneröffnet dem Grafen Westernhagen übersandt?"

"Nein, ich habe ihn dem Kranken zurückgegeben. Mein Auftrag galt ja nur für den Fall seines Todes."

"Nun, mein werther Kapitän, das Alles war wohl sehr hübsch und sehr gutmütig, aber nicht eben sonderlich klug gehandelt. Ich sehe schon, daß ich Ihnen da werde beispringen müssen."

Kapitän Fokke's Augen öffneten sich weit in hellem Erstaunen. Auf ein solches Anerbieten war er an dieser Stelle sicherlich nicht gefaßt gewesen.

"Wie? Sie wollten wirklich? Na, das wäre doch 'mal anständig gehandelt, Herr Seefeld!" plakte er in seinem treuherzigen Ungeschick heraus.

Der Prokurist aber fuhr, ohne das zweifelhafte Lob zu beachten, fort: "Natürlich kann ich mich in diesem Augenblick noch nicht durch irgend welche Versprechungen binden; und ganz besonders möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß sich derartige Vorkommnisse unter keinen Umständen wiederholen dürfen. Der erste und vornehmste Grundsatz der Firma Ottendorf & Comp. ist: Achtung und Gehorsam vor dem Befehl. Es ist unser Stolz, daß uns in dieser Hinsicht seit sechsundneunzig Jahren noch nie ein Vorwurf getroffen hat."

Die sanfte Feierlichkeit dieser Mahnung blieb nicht ohne Wirkung auf den braven Kapitän.

"Na ja, ich sehe wohl ein, daß meine Weich-

herzigkeit mir da einen dummen Streich gespielt hat," meinte er verlegen, "aber wenn Sie mir nur diesmal aus der Klemme helfen wollen, werde ich mich in Zukunft schon zusammennehmen."

(Fortsetzung folgt.)



Ansicht der Bakani-Holzbahn im Himalayagebirge.

Minneglück im Rohre.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Eine anmuthige Idylle aus der Vogelwelt führt uns das hübsche, getreu nach der Natur wiedergegebene Bild auf S. 161 vor Augen, das ein Drosselrohrjängerpaar darstellt, von dem das Weibchen brütet, während das Männchen singt. Der

Drosselrohrfänger, auch Wassernachtigall genannt, bildet die größte und bekannteste Sippe der Unterfamilie der Schilffänger. Seine Länge beträgt 21 Centimeter, die Breite 29, die Fittiglänge 9, die Schwanzlänge 8,5 Centimeter. Das Gefieder ist oben dunkelbraun, unten rostgelblich-weiß, auf der Kehle und Brustmitte lichter. Wie alle ihre Verwandten brüten auch diese Vögel erst, wenn das neuauftretende Röhrich genügend hoch ist — meist Mitte Juni. Das Nest wird meist auf der Wasserseite des Röhrichs, ziemlich frei, in der aus unserer Bilde ersichtlichen Weise angebracht.

Transport von Baumstämmen im Himalayagebirge.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die Südhänge des Himalaya sind von Kaschmir bis Assam bis zu einer Höhe von 3000 Meter über dem Meere mit dem herrlichsten Walde bedeckt. Bis 1200 Meter hat er tropischen oder halbtropischen Charakter; aber zwischen 1200 bis 3000 Meter Höhe finden sich alle Baumarten unserer gemäßigten Zone. Englische Aufseher und Forstleute lassen durch Bergbewohner die brauchbaren Bäume fällen, von Ästen und Rinden befreien, und die nackten Stämme dann auf eigens angelegten Holzbahnen nach dem nächsten Flusse befördern. Hier werden sie zu Flößen verbunden und den Brahmaputra, Ganges oder Indus hinab an ihren Bestimmungsort gefloßt. Die 2 Abbildungen verketen uns nach Tschamba, einem kleinen indischen Himalayastaate, 150 englische Meilen nördlich von Lahore, in dem diese Art von Industrie in besonders hoher Blüthe steht. Hier hat Mac Donnell, ein Beamter der indischen Forstverwaltung, eine 12,539 Fuß lange, zu Thal führende Holzbahn gebaut, die sogenannte Bakani-Holzbahn (siehe die obere Skizze). Es werden darauf schwere Stämme, oft von 6 Fuß Durchmesser, zum Flusse hinabgelendet, und die untere Skizze zeigt uns eine Anzahl Arbeiter im Begriffe, einen mächtigen Baumstamm durch gleichzeitiges Anziehen des Laues auf die Holzbahn zu bringen.



Ein zum Ablausen fertiger Baumstamm.

Ein Gerichtstag in Maulmain.

Ein Kulturbild aus Hinterindien.

(Nachdruck verboten.)

Die Herbstsession des Schwurgerichts hatten begonnen — so erzählt ein in Maulmain (Bri-

tisch-Birma) ansässiger deutscher Kaufmann — und ich befand mich wieder einmal unter den Geschworenen. Es war am Tage der ersten Sitzung, einem jenseitigen heißen Oktobertage; die Uhr wies auf die zehnte Vormittagsstunde. Der Gerichtssaal und die denselben umgebenden

Veranden wimmelten von Menschen aller Nationen, Männern und Frauen, theils von Neugierde, theils von der Nothwendigkeit hergeführt.

Der Richter hatte eben seinen Sitz eingenommen; der Gerichtschreiber brachte einen Hut zum Vorschein, aus welchem er abge-



S

nsre Quelle kommt im Schatten
Dust'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Alein, das weiß doch Jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer' Gewicht,
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weißt Du nicht!

wandten Auges fünf Namenszettel herauszog. Der meinige war der letzte; ich verfügte mich mit meinen Genossen in den für die Geschworenen bestimmten Verschlag, geleitet von dem halb bedauernden, halb schadenfrohen Lächeln der Nichtgezogenen, die, für heute entlassen, sich vergnügt nach Hause begaben.

„Ich bitte die Herren Geschworenen, sich ihren Obmann zu wählen,“ jagte der Gerichtschreiber, nachdem wir vereidigt waren. Aus Achtung vor meiner Herkunft — ich war der einzige Europäer unter meinen Kollegen, die aus drei Parzen und einem betagten Birmanen bestanden — fiel die Wahl einstimmig auf mich. Der Richter, ein lebenswürdiger englischer Gentleman, nickte uns wohlwollend zu, dann aber nahm er die gewohnte ernste Amtsmiene an und befahl dem Gerichtschreiber, die erste Sache aufzurufen.

Dieselbe war nicht sonderlich interessant. Punosami Mudliar, gebürtig aus Madras, fünfunddreißig Jahre alt, Hausdiener bei dem Handelsmann Septimus Balthasar in Maulmain, sollte sich wegen eines Diebstahls verantworten. Am 19. September hatte er einen baumtollen Regenschirm, Eigenthum eines gewissen Mung Pho Lu, gestohlen und bei Seite gebracht. Der Gerichtschreiber verlas die Anklage gleichsam in gestrecktem Galop, ohne die mindeste Rücksicht auf Sinn und Interpunktion, und ich erjah an dem Gesichtsausdruck meines Mitgeschworenen, des betagten Birmanen, daß derselbe nicht ein Wort davon verstand.

Der Angeklagte, der sich selbst vertheidigte, bekannte sich als nichtschuldig. Auf die gewöhnlichen Fragen antwortete er, daß er gegen keinen der Geschworenen etwas einzuwenden habe und der englischen Sprache mächtig sei. Diese letztere Thatsache ist für alle Betheiligten sehr wichtig, denn wenn eine Verhandlung Wort für Wort verdolmetscht werden muß, dann nimmt sie die doppelte und dreifache Zeit in Anspruch. Der Tamil (Dolmetscher) setzte sich wieder auf seinen Platz, und die Sache nahm ihren Verlauf. Der erste Zeuge war Mung Pho Lu, ein Chinese; derselbe identifizierte den Schirm, ein mächtiges Regendach aus hellrother Baumwolle, als sein Eigenthum und sagte aus, daß er denselben am Morgen des 19. September auf einen Verkaufstisch im Burrabazar niedergelegt, dann aber erst eine Woche später, und zwar in den Händen des Angeklagten, wiedergesehen habe.

„Nein, Sir!“ brach Punosami los.

„Halt' den Mund!“ rief ihm ein halbes Duzend Polizisten entgegen.

Mung Pho Lu mußte abtreten und ein Coringa (Polizist) erschien im Zeugenstand. Derselbe war zwar sehr schwerfällig von Begriffen, seine Aussage aber entschied die Sache. Er hatte am Morgen des Diebstahls im Burrabazar Dienst gehabt und gesehen, wie der Angeklagte den Schirm vom Tische eines Fruchthändlers nahm und damit abging. Er hielt ihn nicht an, da er nicht wissen konnte, daß ein Diebstahl vorlag. Er erkannte den Schirm mit Bestimmtheit wieder.

Das genügte. Punosami sah sich überführt und brach reuevoll in Thränen aus; seine einzige Bitte an den „Lord Sahib“ war, ihm doch zu vergeben. Er wäre ein armer, armer Mann und hätte den Schirm für den seinigen gehalten.

„Hast Du denn Zeugen dafür, daß Du einen gleichen Schirm besitzt?“ fragte der Richter.

„Nein, Herr, ich bin ein armer, armer Mann!“

„Hast Du sonst noch etwas zu Deiner Vertheidigung anzuführen?“

„Ja, Herr, ich bin ein armer, armer Mann!“

Wäre Punosami des Mordes, des Hochverraths oder der Brandstiftung angeklagt und überwiesen worden, so würde er gleichfalls seine Armuth als mildernden Umstand in's Feld geführt haben. Das ist bei den Eingeborenen so gebräuchlich, bleibt vor einem englischen Gerichtshofe jedoch wirkungslos. Der Spruch der Geschworenen lautete nach kurzer Berathung und einstimmig: „Schuldig!“ Punosami Mudliar wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und verließ laut weinend den Saal.

Charakteristisch für Birma war die nächste Sache.

Nga Schway-U und Nga Lat-Gyi, Eingeborene von Donabyu im Zawadi-Distrikt, sind angeklagt des einfachen Todtschlags, verübt an Mung Bah, aus dem Dorfe Panlang, im Hanthawaddi-Distrikt. Sie bestreiten ihre Schuld und fühlen sich auch unschuldig, ihrer zurechnlichen Ruhe nach zu urtheilen.

Aus der Rede des Regierungsadvokaten erfahren wir Folgendes:

Im vergangenen Juli kamen die Angeklagten in ihrem Kahn von Donabyu nach Panlang; sie waren auf der Reise nach Maulmain, da es aber bereits spät geworden war, übernachteten sie im Hause ihres Freundes Mung Bah. Im Laufe des Abends erzählte Nga Schway-U der Gesellschaft, wie er kürzlich zu Mandaley einem Buddhapriester einen Dienst geleistet, wofür der Priester ihm als Belohnung einen Zauber gegen den Tod des Ertrinkens anvertraut habe. Mung Bah, der ein Fischer war, interessirte sich lebhaft für diese Mittheilung, und nachdem Nga Schway-U zum Beweise der Unfehlbarkeit des Zaubers noch eine Reihe wunderbarer Geschichten erzählt hatte, beschwor er denselben, auch ihn gegen den Wasserhob gefeit zu machen. Der Angeklagte willigte ein, ließ sich zuvor aber fünf Nupien auszahlen. Dann zog er Nadeln und Tusch hervor und tätowirte dem Fischer das Bild eines Wasserhuhns auf die Brust, wobei er seine unverständlichen Sprüche murmelte.

Nach beendeter Operation bestand Mung Bah darauf, die Wirksamkeit des Zaubers zu erproben; der Mond schien hell, man begab sich in das Boot der Angeklagten und ruderte in Begleitung noch zweier Freunde auf den Strom hinaus, an dessen Ufer sich die halbe Einwohnerschaft des Dorfes versammelte. Jeder Birmane schwimmt von Kindersbeinen an wie eine Ente, und wenigleich der Fluß bei Panlang eine starke Strömung hat, so wäre jede gewöhnliche Probe ganz gefahrlos gewesen. Mung Bah aber wollte den vollen Werth für sein Geld haben und ließ sich daher von den Angeklagten an Händen und Füßen binden, ehe man ihn über Bord warf. Sein Wunsch wurde buchstäblich erfüllt und dann trieben die Leute im Boote, in Erwartung des Weiteren, gemächlich mit dem Strom flufabwärts. Ob dieselben geglaubt hatten, daß ihr Freund durch eine geheimnißvolle Macht von den Banden befreit, wieder auftauchen oder aber in seinen Fesseln durch des Zaubers Kraft wie ein Korkstopfen schwimmen würde, darüber wußte der Regierungsadvokat nichts zu berichten. Selbstverständlich war der bedauerndwerthe Mung Bah sogleich versunken und Aller Augen entschwinden, bis seine Leiche nach einigen Tagen viele Meilen unterhalb Panlang an's Ufer trieb.

Die Angeklagten sind dem Anschein nach nur von Liebe und Freundschaft gegen den Verewigten besesselt gewesen, sonst hätte man auch die Anklage auf böswilligen Todtschlag formulirt.

Den Zeugenstand betritt zuerst Mah Lay, die Wittve des seligen Fischers. Sie war zugegen, als ihr Mann bezaubert wurde. Man hatte vorher gemeinschaftlich Reis gegessen und sich in schönster Eintracht befunden. Schway-U hatte einige wunderbare Geschichten erzählt.

„Hast Du denn diese Geschichten geglaubt?“

„O ja, Herr; ich glaube sie auch heute noch.“

Es ist ihr unerklärlich, wie Mung Bah ertrinken konnte; ihrer Meinung nach muß Schway-U ein Wort in der Zauberformel verwechselt haben, während er den Vogel tätowirte; vielleicht stand auch der Mond nicht günstig. Jedenfalls trifft Schway-U keine Schuld. Konnte Mung Bah nicht auch ein unvorhergesehenes Unglück zugestoßen sein?

Mung San Way und Mung Hpay, Altersleute zu Panlang, sagen in demselben Sinne aus. Dem Verstorbenen war sehr viel an dem Zauber gelegen; auf seine Bitte wurde er von dem ersten Angeklagten tätowirt. Sie waren mit ihm auf seiner letzten Fahrt, sie hörten auch, wie er darum bat, gebunden zu werden. Die Angeklagten thaten dies bereitwillig und warteten dann, gleichmüthig Betel kauend, auf sein Emporstauchen. Es war sehr merkwürdig, daß er unterlief und nicht, wie allgemein erwartet wurde, auf dem Wasser trieb. Dabei überraschte es allgemein, wie schnell er auf den Grund sank. Wahrscheinlich war bei der Bezauberung ein kleiner Irrthum mit unterlaufen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Mung Bah irgendwie das Mißfallen der „Nats“ (Wassergeister) erregt hat und von ihnen aus Rache hinabgezogen wurde. Keiner dieser beiden Zeugen hält die Angeklagten für schuldig; wenn Jemand belastet erscheint, so ist dies der Ertrunkene selber, nicht aber Schway-U, der ein höchst achtbarer Mann ist.

Der englische Vertheidiger der Angeklagten fördert alles dieses durch sein Kreuzverhör zu Tage, dann äußert er sich kurz über die Beweggründe, von denen die beiden Angeklagten geleitet waren, und stellt das Uebrige dem Gerichtshofe anheim.

Wir Geschworene zweifeln keinen Augenblick daran, daß hier ein Todtschlag vorliegt. Die Herren Pereira, Da Silva und Aratun, die drei Parzen, sprechen dies auch ohne Zögern aus. Unser birmanischer Kollege, Mung Htso, ist jedoch keineswegs derselben Ansicht. Er ist ein Mann von guter Erziehung, spricht englisch ziemlich geläufig und ich kenne ihn persönlich als einen ganz verständigen und intelligenten Menschen; allein er ist eben Birmane.

„Hören Sie, Mung Htso,“ suche ich ihn zu überreden, „in solch einer Sache müssen wir einstimmig sein. Ich kann mir nicht denken, daß Sie die Leute wirklich für unschuldig halten.“

„Ich halte Schway-U und Lat-Gyi für gute Leute, Sir. Ich glaube nicht, daß sie den Mung Bah haben ertränken wollen.“

„Sie haben ihn aber gebunden und in's Wasser geworfen; das ist doch Todtschlag!“

Mung Htso schüttelt das betagte Haupt und dreht sein Brillensutternal zwischen den Fingern.

„Sie konnten nicht wissen, daß er ertrinken würde,“ entgegnete er beharrlich.

Eine fast europäische Erziehung ist nicht im Stande gewesen, den Wust einheimischen Aberglaubens aus Mung Htso's Kopf zu entfernen, und ich sehe mich schließlich genöthigt, sein „ich glaube nicht, daß sie ihn haben ertränken wollen“ für das Votum „Nicht schuldig“ zu acceptiren. Ich erhebe mich daher und verkünde dem Richter, daß die Majorität der Geschworenen, vier an der Zahl, die Angeklagten des Todtschlags schuldig erkennt. Der Richter gibt seiner Bewunderung Ausdruck, daß trotz der ausreichenden Beweise ein Mitglied der Jury noch nicht überzeugt sein solle; er hätte nicht geglaubt, daß in Maulmain ein Geschworener existire, der den klaren Thatsachen gegenüber so blind sei.

Der Richterspruch lautet auf drei Jahre Gefängniß mit harter Arbeit für Nga Schway-U und auf zwei Jahre für Nga Lat-Gyi. Die Verurtheilten stehen wie vom Donner gerührt,

die birmanische Zuhörerschaft, die der Sache mit gespanntem Interesse gefolgt war, ist gleichfalls auf das Höchste betroffen. Hätte der Spruch der Jury „Nicht schuldig“ gelautet und hätte der Richter den Zauberer und seinen Genossen mit einigen Worten theilnehmenden Bedauerns über das Mißlingen ihres Experimentes und dem Rath, den nächsten Versuch lieber in leichtem Wasser anzustellen, nach Hause geschickt, so würde Jedermann davon befriedigt gewesen sein. —

Die dritte Sache wirkt wiederum ein helles Streiflicht auf die birmanische Leichtgläubigkeit, jedoch nicht in so tragischer Weise, wie die vorhergehende. Auf der Anklagebank befindet sich Nga Lugalay, angeklagt des Betruges. Wir erfahren, daß Nga Lugalay ein Herr von ungewöhnlicher Begabung ist, denn neben anderen recht wünschenswerten Talenten besitzt er auch die einträgliche Fähigkeit, werthlosere Metalle in Gold zu verwandeln. Vor drei Monaten machte er die Bekanntschaft einer alten Dame in Maulmain, Namens Mah Tu, die einen kleinen, lebhaften Handel mit gedörrten Fischen betrieb. Wie andere alte Damen war auch Mah Tu ein wenig knauserig und geldgierig, und so darf man sich nicht wundern, daß sie aufmerksam wurde, als Nga Lugalay's alchemistische Kunstfertigkeit ihr zu Ohren kam. Man wurde bekannt, und schon wenige Tage nach der ersten Begegnung vertraute sie ihm die Summe von dreißig Rupien an, die er bereitwillig in Gold zu verwandeln versprach. Es wurde ausbedungen, daß Nga Lugalay keine Kosten berechnen dürfe, wenn die Transmutation nicht gelänge; hatten seine Bemühungen jedoch Erfolg, dann sollte er einen hübschen Antheil am Gewinn erhalten. Eine Luitung hat Mah Tu nicht in Händen, bei dem hoch wissenschaftlichen Charakter der ganzen Affaire war der Gedanke an eine solche ganz ausgeschlossen gewesen. Eine Reihe von Zeugen aber wird die Anklage unterstützen; Nga Lugalay versichert natürlich, unschuldig zu sein.

Die Mannigfaltigkeit der Indizien muß selbst unseren Freund Mung Hsjo zu der Anschauung bringen, daß der Angeklagte vom ersten Augenblick seiner Geschäftsverbindung mit Mah Tu an von merkwürdigem Mißgehalt verfolgt worden ist. Kaum hatte er die dreißig Rupien erhalten, da begann der Preis des Quecksilbers und anderer nothwendiger Requiriten zu steigen, bis er eine vorher unerhört gewesene Höhe erreichte. Nga Lugalay sah sich infolge dessen gezwungen, allwöchentlich kleine Summen von Mah Tu zu entleihen, um die Kosten zur Durchführung der Operation bestreiten zu können; dieselben sollten später von seinem Gewinnantheil in Abzug gebracht werden. Mah Tu gestand, daß des Mannes Ehrlichkeit, die ihn verhinderte, die dreißig Rupien anzugreifen, sie mit besonderer Hochachtung erfüllt habe.

Nga Lugalay muß ein wissenschaftlicher Enthusiast sein, nach den Angaben der Klägerin zu urtheilen. Sechs Wochen lang durchwachte er jede Nacht bei seinen Schmelztiegeln, dabei unablässig Zauberprüche und Beschwörungen murmelnd; aber das Gold kam nicht. Während dieser Zeit besuchte er die alte Dame täglich und erstattete derselben so günstige Berichte über den Fortgang der Arbeiten, daß sie bereitwillig noch ferner die Unkosten bestritt, bis die Gesamttauslagen sich auf fünfundfünfzig Rupien bezifferten. Wohl sechsmal schon stand er unmittelbar vor dem glänzendsten Erfolge, dann aber wurde entweder der Mond von einer Wolke verdunkelt, oder der Wind legte sich unplötzlich, oder es geschah sonst etwas, wodurch die ganze Geschichte wieder verdorben wurde.

Mah Tu war auch verständig genug, um einzusehen, daß die Operation eine höchst komplizierte und schwierige war, und so lange sie

den Angeklagten regelmäßig sah, fiel ihr auch nicht ein, mit Gewalt auf ein endliches Resultat zu drängen. Eines Tages jedoch — sie hatte vierzehn Tage lang von ihm kein Lebenszeichen vernommen — ging ihr die Sache doch ernstlich durch den Kopf, und sie begab sich nach seinem in der Vorstadt belegenen Hause, um zu hören, wie die Dinge eigentlich standen. Sie traf hier nur Mah Hlah, seine Frau, die ihr mittheilte, daß Nga Lugalay in dringenden Geschäften nach Mandaley gewandert sei. In jener Stadt wohnten berühmte „Savahs“ (Weise), mit denen er wegen der Transmutation Rückprache nehmen müsse, denn es sei nicht zu leugnen, daß Nga Lugalay bis jetzt noch nicht den Erfolg damit gehabt habe, den ein so großer Alchemist, wie er, zu erwarten berechtigt gewesen war.

Das klang sehr schön, und wenn Mah Tu vertrauensvoller gewesen wäre, so hätte sie sich damit wohl zufrieden geben können. Allein unglücklicherweise genügte ihr diese Auskunft nicht, sie deutete vielmehr an, daß sie die Kuppeln in ihrer natürlichen Gestalt zurücknehmen möchte.

Mah Hlah scheint dies als ein verstecktes Mißtrauensvotum aufgefaßt zu haben; als loyale Gattin wies sie dasselbe energisch zurück und erklärte schließlich rund heraus, daß kein Geld im Hause sei. Die Damen geriethen heftig aneinander und das Ende vom Liede war, daß Mah Tu zur Polizei lief und hier von dem gegen sie verübten Schwindel Anzeige erstattete.

Man machte sich auf die Suche nach dem Alchemisten und verhaftete denselben, aber nicht in Mandaley, sondern in einer chinesischen Spielhölle in einem Vororte Maulmains. Von den fünfundfünfzig Rupien der alten Mah Tu war keine Spur mehr vorhanden.

Die Jury konnte nicht umhin, das „Schuldig“ über den Angeklagten auszusprechen, trotz des Widerspruchs, an dem es Mung Hsjo auch diesmal wieder nicht fehlen ließ. —

Der gepresste Hamlet.

Aus dem Leben eines Schauspielers. Von O. S.
(Nachdruck verboten.)

Edmund Kean, der genialste englische Schauspieler, geboren 1787, war in seiner höchst abenteuerlichen Jugend zuerst Schiffsjunge an Bord eines Indiensfahrers, dann Seiltänzer, als welcher er bei einer Produktion im Circus das Unglück hatte, beide Beine zu brechen. Nachdem er geheilt war, ging er zur Bühne und machte sich bald durch sein außerordentliches Talent bemerkbar. Im Januar 1814 kam er nach London und trat zuerst als „Shylock“ im Drurylanetheater auf, dann spielte er „Hamlet“, „Othello“, „Richard III.“, sowie andere Glanzrollen und erregte den Enthusiasmus des Publikums im höchsten Grade, denn er übertraf alle anderen berühmten damaligen Schauspieler. So meisterhaft, mit so unvergleichlicher Wahrheit, Kraft und leidenschaftlicher Energie hatte selbst Garrick die gewaltigen Gestalten der Shakespeare'schen Muse einst nicht zu verkörpern vermocht.

Edmund Kean hatte sehr viel Aehnlichkeit mit unserem gleichzeitigen deutschen theatralischen Kunstheros Ludwig Devrient, erstens in Bezug auf das Genie und zweitens in Bezug auf den Durst, denn der Weinflasche waren sie Beide gleich sehr ergeben. Eine seltsame Vorliebe, vermuthlich von seiner Schiffsjungenzeit herstammend, hegte Kean für die Matrosenschänken in Wapping, dem berühmtesten Stadtviertel am Themseufer Londons. Dort fühlte er sich viel wohler, als in Carlton-House an der Tafel des lustigen

Prinzregenten und späteren Königs Georg IV. Wenn er sich Nachts in Wapping umhertrieb, trug er meist Matrosenkleidung. Denn seiner Künstlerwürde eingedenk, hielt er es für nöthig, sich in solches Intognito zu hüllen.

Damals bekriegte England die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und da englische Geschwader die Häfen der Union blockiren sollten, so brauchte man für die vielen in Dienst gestellten Kriegsschiffe eine große Anzahl Matrosen. Weil deren nicht genug von der Kaufahrtsflotte freiwillig sich meldeten, griff man zu der in solchen Fällen herkömmlichen Maßregel: man „presste“ mit Gewalt ohne Weiteres Seelente für den königlichen Flottendienst.

So geschah es denn in einer schönen Nacht, daß die Schänke in Wapping, in welcher Kean, von Müdigkeit und Weindunst übermannt, selig entschlummert war, so daß er mit dem Kopfe auf dem Tische lag, plötzlich von einem sogenannten „Preßgang“ überrumpelt wurde, bestehend aus einem Marinelieutenant, zwei Midshipmen, einem Hochbootmann, sechs Seesoldaten und zehn bewaffneten Kriegsschiffmatrosen. Vierzehn Seelente, die man in der Schänke antraf, wurden gepresst und darunter auch der vermeintliche Matrose, nämlich Kean, den man in seinem bewußtlosen Zustande mit fortgeschleppte.

Als der Tag graute, erwachte er mit wüstem, schwerem Kopf, ohne Ahnung von dem, was mit ihm vorgegangen. Er sah sich erstaunt um in dem niedrigen, dumpfigen und düsteren Raum, wo noch viele andere Gepresste sich befanden. Einige fluchten und schimpften, Andere hatten sich mit philosophischer Gelassenheit in's Unabänderliche ergeben.

„Heda, mein Lieber, möchtet Ihr wohl die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo ich mich eigentlich befinde?“ fragte er einen Leidensgefährten.

„Aha, Ihr seid ja Derjenige, den man schlafend an Bord schleppete!“ rief der angesprochene Seemann. „Nun, Kamerad, Ihr befindet Euch an Bord eines Transportschiffes auf der Fahrt stromab nach Spithead, um der Fregatte „Thetis“ zugetheilt zu werden, die für Admiral Cochrane's Blockadegeschwader in den amerikanischen Gewässern bestimmt ist, soviel ich weiß.“

„Ich bin also gepresst worden?“

„So ist's, Freund.“

„Tod und Hölle!“ schrie Kean. „Und ich soll heute Abend im Drurylanetheater den Hamlet spielen!“

„Ihr seid wohl verrückt!“

„Durchaus nicht; ich bin Edmund Kean.“

„Das ist nicht wahr! Ich habe Kean gesehen vorgestern Abend; ich ließ mir's einen Schilling kosten für einen Gallerieplatz. Er hatte ein ganz schwarzes Gesicht als Othello. Ihr seid's gewiß nicht!“

„Ich bin's doch! Als Mohr von Venedig sehe ich selbstverständlich ganz anders aus, als in diesem Matrosenkostüm.“

„Schwazt doch nicht solchen Unsinn!“

Ein Lieutenant kam herein und brachte den Befehl, daß die sämmtlichen Gepressten zu einer Musterung sich stellen sollten.

Der Künstler wandte sich sogleich an ihn. Aber der junge Offizier sagte spöttisch: „Ihr wollt Kean sein? Ein Narr seid Ihr, vermüthe ich! Ich will's aber dem Kapitän sagen, der wird den Schiffsdoktor zu Euch schicken. Und stellt es sich heraus, daß Ihr ein Simulant seid, um vom Dienst loszukommen, so wird man Euch gar bald zur Vernunft bringen.“

Und er ging lachend fort, den gänzlich niedergeschmetzten Künstler trostlos zurücklassend.

Nach einer Weile erschien der Kapitän mit mehreren Offizieren.

„Wo ist der tolle Bursche, der sich für Kean ausgibt?“ schrie er.

„Hier, Sir!“ rief Edmund.

„So, so? Ha, ha! Also Ihr wollt Edmund Kean sein? Das ist ja kurios!“

„Kapitän,“ sagte der Künstler mit Würde, „ich bin wahrhaftig Edmund Kean und soll heute Abend den Hamlet spielen. Der Prinzregent will die Vorstellung besuchen. Also lassen Sie mich gefälligst schleunigst an's Ufer sehen!“

„Der Mensch muß in der That wahnsinnig sein,“ murmelte der Kapitän. „Ruft den Doktor!“

„Das ist unnötig!“ rief der große Schauspieler. „Da Sie nicht sehen können, daß ich Edmund Kean bin, so sollen Sie es nun hören!“

Er nahm eine theatralische Haltung an und sprach auf seine wundervolle geniale Art

den herzergreifenden Monolog Othello's vor der Ermordung Desdemona's:

„Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz! Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche Sterne!“

Größte Aufmerksamkeit herrschte im Schiffsraum. Als er geendet, nahmen der Kapitän und sämtliche Offiziere in hochachtungsvoller Bewunderung die Hüte ab.

„Sie sind wahrhaftig der große Künstler Edmund Kean!“ jagte der Erste. „Kein anderer Mensch kann die wundervollen Verse Shakespeares so seelenerstütternd deklamieren. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht sogleich erkannte! Aber wie gerieten Sie denn in dies Kostüm und in die Gewalt des Preßgangs?“

Kean erklärte aufrichtig, wie die Sache zusammenhing.

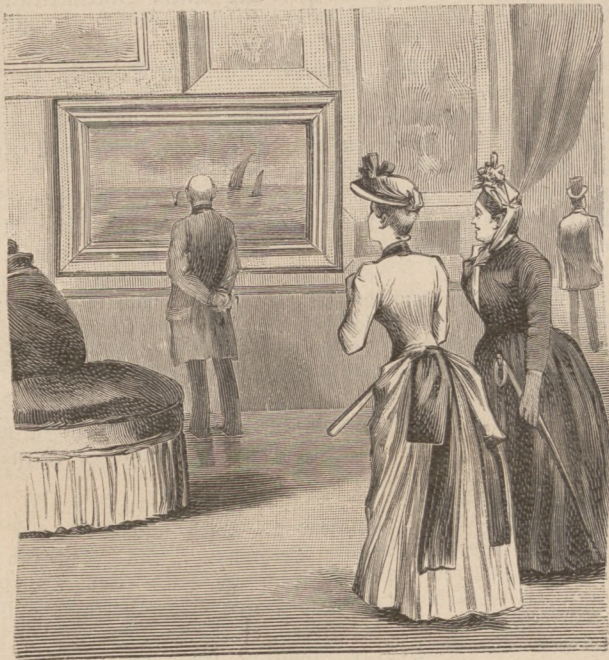
Man befand sich schon weit unterhalb Gravesend. Es wurde nun schnell ein Boot

bemannt, und der Künstler, seinem Wunsche gemäß, bei der nächsten Ortschaft am Themseufer ausgekehrt. Dort erfrischte er sich in einem Gasthaus an Speise und Trank, mietete dann einen Wagen und fuhr eiligst nach London, wo er noch rechtzeitig genug anlangte, um in's Theater eilen zu können und den „Hamlet“ mit gewohnter Meisterschaft zu spielen.

Obgleich er sich bemühte, das unliebsame Abenteuer zu verheimlichen, so wurde es doch in der Hauptstadt bekannt und erregte viel Heiterkeit.

Leider ließ er sich den Vorfall nicht zur heilsamen Warnung dienen, sondern setzte sein Schlemmerleben fort, wodurch er seine Gesundheit zuletzt arg zerrüttete. Er starb am 13. Mai 1833. Vier Monate zuvor war der so gleichgeartete große deutsche Mime Ludwig Devrient ihm vorausgegangen.

Humoristisches.



Kurzichtig.

Gouvernante (mit der jungen Gräfin in der Bildergalerie):
Sehen Sie nur, Komtesse, diesen prächtigen „Mondausgang am Meer“.
Von wem ist denn diese entzückende Landschaft?
Komtesse: Aber Fräulein, das ist ja der Galleriedienstler!



Immer derselbe.

Professor: Na, Lieschen, kennst Du mich noch?
Lieschen: Nein!
Professor (zerstreut): Na, Kind, ich war ja Dein Taufzeuge!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Erfindung des Wäschestärkens. — Zur Zeit der Königin Elisabeth von England brachte eine Holländerin das Wäschestärken auf, und diese Beschäftigung wurde bald eine Lieblingsbeschäftigung vornehmer Damen. Die Liebhaberei ging soweit, daß für die Damen des Hofes von St. James eine flämische Lehrerin berufen und dieser der Titel einer „Professorin der Stärkewissenschaft“ verliehen wurde. Dieselbe erhielt für jede Unterrichtsstunde ein Honorar von 5 Pfund. Als Jemand auf den Gedanken kam, der Stärke etwas blaue Farbe beizumischen, ließ die Königin diesen „Frenel“ von der Kanzel herab verbieten. Auch wurde auf das Verbrechen, Stärke zu bläuen, Gefängnisstrafe gesetzt. [E. R.]

Hohe Auszeichnung. — Kaiser Alexander I. von Rußland ernannte seinen General Kutusow, welcher sich im Jahre 1812 gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, zum Fürsten von Smolensk und schenkte ihm zugleich die große Perle aus der Reichskrone. Die leere Stelle wurde durch eine kleine goldene Platte ausgefüllt, auf welcher der Name Kutusow stand. [G. W.-r.]

Welches ist die längste gerade Eisenbahnstrecke der Welt? — Diese dürfte voraussichtlich die zwischen Buenos Aires und dem Fuß der Anden befindliche Bahn sein, welche bei einer Länge von 340 Kilometer keine einzige Krümmung enthält. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 20:

Des Mannes Sache ist, zu verdienen, die Sache der Frau, richtig auszugeben.

Vorklben-Räthsel.

Wer mich mit Scheu betrachtet,
Hat Etel, wie ich lieb',
Indeh mit einer Bitte
Verzeihung ich erfleh'.
Gebraucht Du mich vor'm Reisen,
Beginne ich die Fahrt;
Als Erstes auch beim Marsche
Ich stets gesehen ward.
Und hast Du bei der Lösung
Mich richtig angebracht,
Bin pünktlich ich zur Stelle
Bei Tage wie bei Nacht. [E. Mitus.]

Auflösung folgt in Nr. 22.

Buchstaben-Räthsel.

Mein Schatz fängt wie die Nachtigall
Und gern lauch' ich dem süßen Schall,
Singt seinen Namen kopflos mir
Mein holdes Liebchen am Klavier.
Auflösung folgt in Nr. 22. [Oscar Leede.]

Auflösung des Versted-Räthsels in Nr. 20: 1) Bronwer der, 2) Dramatiker, 3) Kieselgur kennt, 4) den Orden, 5) Der Zauntdügg, 6) Belletri gibt — Werder. Amati, Gurte, Norden, Erz, Rigi = Wagner — Rienzi.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.